Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder deren Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 3.—, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 3.75. Durch die Post bezogen für Deutschland u. Oesterreich vierteljährlich ℳ 4.50, für die übrigen Länder laut Zeitungspreisliste.

Redaktion und Expedition:
Johannisgasse 8.
Fernsprecher 153 und 222.
Filialexpeditionen:
Alfred Hahn, Buchhandlg., Universitätsstr. 3,
L. Lösche, Katharinenstr. 14, u. Königspl. 7.

Haupt-Filiale Dresden:
Strehlener Straße 6.
Fernsprecher Amt I Nr. 1718.

Haupt-Filiale Berlin:
Carl Duncker, Herzgl. Bayr. Hofbuchhandlg.,
Lützowstraße 10.
Fernsprecher Amt VI Nr. 4603.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und des Königlichen Amtsgerichtes Leipzig, des Rates und des Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 25 ₰.
Reklamen unter dem Redaktionsstrich (4gespalten) 75 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 50 ₰.
Tabellarischer und Ziffernsatz entsprechend höher. — Gebühren für Nachweisungen und Offertenannahme 25 ₰ (excl. Porto).

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.
Die Expedition ist wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis abends 7 Uhr.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

Nr. 652. **Dienstag** den 23. Dezember 1902. **96. Jahrgang.**

Die Exekution gegen Venezuela.

Beginn der Blockade.

* **Willemstad, 22. Dezember.** Das einzige von den venezolanischen Schiffen noch übrige Fahrzeug „Miranda" liegt bei Maracaibo. Der deutsche Kreuzer „Panther" sperrt den Hafen. Der im Beschlag genommene „Restaurador" ist in Trinidad unter deutscher Flagge und Besatzung zum Depeschenboot umgewandelt. Die Engländer unterhalten mit den Deutschen ein ungemein kameradschaftliches Einvernehmen, zerstörten auch ein auf der Werft liegendes venezolanisches Kriegsfahrzeug durch Artschiebe. Herr v. Pilgrim-Baltazzi und der deutsche Consul sind wieder in La Guayra eingetroffen. — Um auf die gegebenen Notsignale schnelle Hilfe zu bringen, war der „Panther" gezwungen, die gekaperten venezolanischen Schiffe zum Sinken zu bringen. (Berl. Lok.-Anz.)

Die Vorschläge Nordamerikas.

Aus London, 22. Dezember, wird der „Internat. Korresp." gemeldet: Durch Vermittelung einer mit der Londoner und nordamerikanischen Botschaft in engen Beziehungen stehenden Persönlichkeit erhalten wir folgende Aufschlüsse: Die Regierung der Vereinigten Staaten wünscht nicht, daß das Schiedsgerichtsverfahren ein umständliches und zeitraubendes werde. Vielmehr hat dieselbe dem Präsidenten Castro mitteilen lassen, er könne nur dann auf die guten Dienste Nordamerikas behufs Einstellung des Zwangsverfahrens der Großmächte rechnen, wenn er dem nordamerikanischen Gesandten in Caracas, Herrn Bowen, uneingeschränkte Vollmacht zur Prüfung und zur Entscheidung über alle Forderungen der Mächte erteilen wird. Zu dieser Arbeit werden Herrn Bowen einige venezolanische und nordamerikanische Beamte zur Seite gestellt werden; die Arbeit selbst aber dürfe nicht mehr als 4 Wochen Zeit in Anspruch nehmen. Alsdann sendet Herr Bowen die Akten und seine Vorschläge dem Präsidenten Roosevelt, welcher die endgültige Entscheidung treffen wird. Bezüglich Aufbringung der Geldmittel billigt die nordamerikanische Regierung durchaus den Plan, die Mächte sofort durch ein Finanzkonsortium zu entschädigen, während dem Konsortium ein bestimmter Teil der venezolanischen Zolleinnahmen zur Sicherung der Zinsen und Tilgung zuerkannt werden müsse. Zweckmäßig sei es, daß dieses Konsortium wenigstens in seinen führenden Personen ein nordamerikanisches sei, da ja Nordamerika am leichtesten einen moralischen Druck auf Venezuela zur Erfüllung seiner Verpflichtungen ausüben könne. Die Einsetzung einer internationalen Zollverwaltung halte der Präsident nicht für geeignet, da das damit verbundene dauernde Eingreifen auswärtiger Mächte die Lösung der Streitfragen erschweren würde.

Zahlungsfähig aber nicht zahlungswillig.

Die Frage, ob die venezolanische Regierung in der Lage gewesen wäre, ihre Verpflichtungen gegen Deutschland, England und andere Staaten zu erfüllen, muß entschieden bejaht werden. Nach zuverlässigen Berechnungen, die auf eingehenden, von einem englischen Blatte übernommenen Angaben des amtlichen Organs der republikanischen Regierung basiert sind, betrugen in den letzten 11 Jahren die staatlichen Einnahmen durchschnittlich 40 Millionen Bolivares oder nahezu 32 Millionen Mark, wobei allerdings zu berücksichtigen ist, daß in den Revolutionsjahren die Einkünfte erheblich, 1893/94 auf 29,4 Millionen, 1899/1900 sogar auf 24 Millionen Bolivares sanken. In dem letzten am 30. Juni 1902 abgeschlossenen Jahre beliefen sich nach den amtlichen Veröffentlichungen die Einnahmen auf rund 29,6 Millionen Mark, wovon über 17 Millionen auf die Zölle entfielen. Diesen Einnahmen stehen gegenüber die englische dreiprozentige Anleihe im Betrage von 52,7 Millionen, die Forderung der Disconto-Gesellschaft mit 37,5 Millionen, Zahlungsverpflichtungen an Belgien über 8 Millionen, an Frankreich und Spanien 5,2 Millionen, an die Vereinigten Staaten 1 Million, die Zinsbeträge für diese Anleihe und Schuldbeträge ca. 16,2 Millionen, außerdem rückständige Zahlungen aus den Eisenbahn-Unternehmungen im Betrage von 27,7 Millionen Mark, sodaß sich die Gesamtsumme der Passiva aus diesen Verpflichtungen auf rund 150 Millionen Mark beläuft. Bringt man nun von den durchschnittlich erzielten staatlichen Einkünften 6 Millionen Mark als den Betrag einer vierprozentigen Verzinsung der Staatsschuld sowie ca. 7 Mill. Mark zur Deckung der Verwaltungskosten in Abzug, so verbleiben ca. 19 Millionen Mark, aus denen die allmähliche Ablösung der auswärtigen Verbindlichkeiten hätte bestritten werden können. Angesichts dieser Finanzlage der Republik muß daher die Art, wie die Regierung sich ihren Verpflichtungen entzogen hat, zum wenigsten als Mangel an gutem Willen bezeichnet werden.

Rudyard Kipling.

* **London, 22. Dezember.** (Ausführliche Meldung.) Die „Times" veröffentlicht ein Gedicht von Rudyard Kipling, das „Die Ruderer" überschrieben und in altnordischem Kolorit gehalten ist. Es drückt den Unwillen der Ruderer eines Kriegsschiffes aus über ein geheimes Gelübde mit einem offenen Feinde (Deutschland. Red.), dem sie zu folgen haben. Die Toten, über die der Feind gespottet habe, seien kaum kalt und die Wunden bluteten noch und jetzt habe man sich dem Feinde verkauft, um eine Schuld einzutreiben. Hätte man denn unter allen Flügeln der Menschheit, die auf dem Meere weben, keine andere Flotte finden können, als die, mit der man sich jetzt verbündet? So sei jetzt eine betrogene Mannschaft von neuem verbündet mit den Goten und schamlosen Hunnen. Dazu bemerken die „Times" im Leitartikel: Dieses Gedicht drücke ein Empfinden aus, das zweifellos in der ganzen Nation vorherrsche, obwohl gegen den Ausdruck „offener Feind" Einwand zu erheben sei. „Wir haben", fährt das Blatt fort, „aus gemischten Motiven der Politik und des Gefühls den allerstärksten Widerwillen gegen jeden Schritt, der dazu angetan ist, die billigen oder unbilligen Empfindlichkeiten unserer amerikanischen Verwandten zu verletzen, und dieser Widerwille wird verstärkt, wenn wir uns zu solchem Schritte veranlaßt sehen in einer Allianz mit der Regierung eines Volkes, das sein Jahren keine Freundschaft für uns zur Schau getragen hat."

* **Rom, 22. Dezember.** Wie die „Agenzia Stefani" meldet, wird die Antwort der italienischen Regierung, betreffend den Schiedsspruch des Präsidenten Roosevelt, die gleichlautend mit der Antwort Deutschlands und Englands ist, morgen dem hiesigen Botschafter der Vereinigten Staaten übergeben werden.

Politische Tagesschau.

* **Leipzig, 23. Dezember.**

„Mundtot-Machung".

Die letzte Reichstagsrede des Abg. Dr. Paasche hat der Obstruktion die heuchlerische Maske abgerissen, in der sie vor die Oeffentlichkeit hinaustritt: Weil große vaterländische Interessen mit dem Zolltarif verknüpft seien, verlange sie gründliche Beratung. Wer aber von Anbeginn erklärt hatte, niemals werde sie den Zolltarif zu stande kommen lassen, war die obstruierende Sozialdemokratie, die in allen Stadien der Beratung durch ihre Verschleppungspolitik eine sachgemäße Behandlung des Zolltarifs im Reichstage unmöglich machte. Was bei ernstem Willen zur sachgemäßen Beratung geleistet werden kann, beweist der Zolltarif vom Jahre 1879, der, obwohl er eine grundsätzliche Aenderung unseres wirtschaftlichen Systems, den Uebergang vom Freihandel zum Schutzzoll, herbeiführte, dennoch innerhalb sieben Wochen in 35 Sitzungen erledigt werden konnte. Der jetzige Zolltarif hat eine Vorarbeit erfordert und erfahren, wie sie wohl kaum je einem Gesetzentwurfe zu teil geworden ist. In der Kommission, an die der Entwurf nach der ersten Lesung vom 2. bis zum 12 Dezember vorigen Jahres gelangte, haben in 112 Sitzungen die sozialdemokratischen Mitglieder nicht weniger als 722, die der kleinen Gruppe der Freisinnigen Vereinigung angehörigen Mitglieder nicht weniger als 421 Reden gehalten. Und nun erst im Plenum! Die amtlichen stenographischen Berichte liegen jetzt vollständig vor; sie weisen über die einjährige Beratung nicht weniger als rund 2650 Spalten auf, von denen weitaus die größere Hälfte auf die Redner der sozialdemokratischen Fraktion (rund 1240) und der Freisinnigen Vereinigung (400) kommen. Die Reden der gesamten nationalliberalen Partei reichen in ihrer Zahl und Länge mit etwa 170 Spalten nicht an die des einzigen sozialdemokratischen Abgeordneten Stadthagen heran, der 234 Spalten sprach und mit diesem Rekord auch das gesamte Zentrum totredete, dessen Reden nur 224 Spalten ausfüllen. Bebel mit ungefähr 210 Spalten allein hielt dem Zentrum so ziemlich die Rede-Wage, wie Singer und Gothein jeder für sich der gesamten nationalliberalen Partei! Und das nennt die Obstruktion „Mundtot-Machung"! Den end- und uferlosen Redeergüssen der Stadthagen und Genossen mußte aber endlich ein wirksamer Damm vorgeschoben werden; an ihnen allein liegt die Schuld, wenn schließlich ein verkürztes Verfahren eingeschlagen werden mußte; die von ihnen erhobene Anklage aber, sie seien nicht zu Wort gekommen, weisen die statistischen Daten aus der Kommission und den offiziellen Sitzungsberichten als eitel Heuchelei zurück!

Die katholisch-theologische Fakultät in Straßburg.

Das Abkommen über die Errichtung der Straßburger katholisch-theologischen Fakultät hat folgenden Wortlaut: Art. 1. Die wissenschaftliche Ausbildung der angehenden Kleriker der Diözese Straßburg wird durch eine katholisch-theologische Fakultät erfolgen, welche an der dortigen Universität zu errichten ist. Gleichzeitig wird das bischöfliche große Seminar fortbestehen und in Tätigkeit bleiben in bezug auf die praktische Erziehung der genannten Kleriker, welche dort die erforderliche Unterweisung auf allen Gebieten erhalten, die sich auf die Ausübung des priesterlichen Amtes beziehen. Art. 2. In der Fakultät werden namentlich folgende Fächer vertreten sein: 1) Philosophisch-theologische Propädeutik; 2) Dogmatik; 3) Moral; 4) Apologetik; 5) Kirchengeschichte; 6) Exegese des Alten Testaments; 7) Exegese des Neuen Testaments; 8) Kanonisches Recht; 9) Pastoraltheologie; 10) Kirchliche Archäologie. Art. 3. Die Ernennung der Professoren erfolgt nach vorherigem Einvernehmen mit dem Bischof. Die Professoren haben, bevor sie in Funktion treten, die professio fidei, den Formen und Regeln der Kirche entsprechend, in die Hand des Dekans abzulegen. Art. 4. Für das Verhältnis der Fakultät und ihrer Mitglieder zu der Kirche und den kirchlichen Autoritäten sind die Bestimmungen maßgebend, welche für die katholisch-theologischen Fakultäten in Bonn und Breslau gelten. Art. 5. Wird durch die kirchliche Behörde der Nachweis erbracht, daß ein Professor wegen mangelnder Rechtgläubigkeit oder wegen gröblicher Verstöße gegen die Erfordernisse priesterlichen Wandels zur weiteren Ausübung seines Lehramtes als unfähig anzusehen ist, so wird die Regierung für einen alsbaldigen Ersatz sorgen und die erforderlichen Maßnahmen ergreifen, daß seine Beteiligung an den Geschäften der Fakultät aufhört. — Die „Germania" erläutert dieses Abkommen folgendermaßen:

„Es ist unter den Fachleuten wohl unbestritten, daß eine theologische Universitätsfakultät den wissenschaftlichen Betrieb der Theologie in viel vollkommenerer Weise handhaben kann, als ein Seminar. Jeder wahre Freund der Kirche wird dringend wünschen müssen, daß namentlich im 20. Jahrhundert, zumal gegenüber den mannigfachen Angriffen auf die Kirche, ihre Lehre und Einrichtungen, die Geistlichkeit mit den scharfen Waffen der Wissenschaft ausgerüstet werde, um nicht bloß positiv den Schatz der geoffenbarten Wahrheit zu verkündigen, sondern denselben auch wissenschaftlich zu begründen und apologetisch gegen die Einwürfe der Gegner zu verteidigen. Nach allem, was man aus dem Elsaß hörte, hat das bisherige Priesterseminar diese durchaus notwendigen Anforderungen nicht erfüllt. Hierzu kam noch ein weiterer Umstand. Seit Alters konnten ins Priesterseminar zu Straßburg Studierende aufgenommen werden, welche nicht einmal ein Gymnasium mit Erfolg absolviert hatten. Es war unausbleiblich, daß die soziale Stellung des Klerus und besonders das Ansehen desselben bei den akademisch Gebildeten unter solchen Umständen empfindlich leiden mußte. Die Geistlichkeit konnte nicht den Einfluß gewinnen und diejenige Tätigkeit entfalten, die im höchsten Grade wünschenswert gewesen wäre. Mit der Errichtung der Fakultät ist diesem Mangel in Zukunft mit einem Schlage abgeholfen. — Die Fakultät bietet noch andere Vorteile vom kirchlichen Standpunkte; wir verzichten jedoch darauf, dieselben darzulegen, da das heute zu weit führen würde. Jedenfalls ist die Angliederung der katholisch-theologischen Fakultät an die Universität mit großer Freude zu begrüßen. Wenn die zwischen der Regierung und Rom unter der opferwilligen Vermittlung des Herrn Prof. Dr. v. Hertling geschlossene Vereinbarung dazu beitragen wird, die Bewohner des Reichslandes der deutschen Wissenschaft und dem deutschen Volkstume näher zu

Feuilleton.

8]

Rhenania sei's Panier!

Roman aus dem Studentenleben von Arthur Zapp.

Paul Berger senkte schuldbewußt die Augen und starrte, verlegen an seinem noch spärlich sprossenden Schnurrbärtchen zupfend, zu Boden.

„Daß du auch auf Gravenhorst eifersüchtig bist", fuhr Hildegard Hellwig fort, „ist geradezu kindisch, denn wir alle haben doch gesehen, daß er sich, seit er Fräulein Wredenkamp kennen gelernt hat, aus Klara gar nichts mehr macht."

„Meinst du wirklich?" rief er lebhaft.

Ein Lächeln zuckte um die Mundwinkel des jungen Mädchens.

„Du hättest gar nicht nötig gehabt", sagte sie mit scharf spähendem, strengem Blick, „dich eines so häßlichen Mittels zu bedienen, um ihn bei Klara anzuschwärzen."

Den Studenten durchfuhr ein sichtbarer Ruck.

„Ich — ich hätte Gravenhorst angeschwärzt?" rief er, seine Hände jetzt auf den Tisch stemmend und sich vornüberbeugend.

Hildegard nickte.

„Wir haben deine Handschrift wohl erkannt, wenn du dich auch bemüht hast, sie zu verstellen. Uebrigens, warum hast du denn den Brief nicht gleich an Klara gerichtet, anstatt ihr das Gift der Verleumdung auf indirektem Wege einzuflößen?"

Paul Berger reckte sich mit jäher Bewegung in die Höhe. Seine Augen flirrten verständnislos, und jetzt griff er mit aufgeregter Geberde an seine Stirn.

„Ich verstehe dich nicht", stieß er heftig hervor. „Was soll denn das heißen? Gift der Verleumdung —? Ich weiß ja gar nicht, wovon du überhaupt sprichst."

„Also du leugnest den Brief an Else Wredenkamp geschrieben zu haben?"

Der Student stieß stürmisch den Atem aus.

„Ist mir gar nicht eingefallen — ich habe in meinem ganzen Leben noch nicht an Fräulein Wredenkamp geschrieben. Wie sollte ich denn dazu kommen?"

„Und darauf kannst du mir dein Wort geben?"

„Ja. Darauf gebe ich dir mein Ehrenwort als Korpsstudent."

Dabei sah der junge Mann seiner Cousine so fest und bestimmt, ohne mit den Wimpern zu zucken, ins Auge, daß sie ihren Verdacht immer mehr schwinden fühlte.

„Um was handelt es sich denn eigentlich?" nahm Paul Berger ungeduldig wieder das Wort. „Willst du mir nicht endlich erklären —?"

Hildegard Hellwig deutete auf die Bank, auf welcher der Student, dem Winke folgend, sich rasch niederließ, und berichtete von dem Briefe und seinem Inhalte.

„Du gibst also zu, daß die Mitteilung wahr ist?" schloß sie.

Der Student machte eine heftig abwehrende Bewegung.

„Gar nichts gebe ich zu."

Sie sah ihn mit einem malitiösen Blick an.

„Sage 'mal, solltest du vielleicht der Anstifter sein?"

Paul Berger sprang in ungestümer Bewegung von der Bank auf.

„Ich? Der Anstifter? Wieso denn?"

„Jawohl. Klara meint auch, du habest wahrscheinlich Gravenhorst durch deine Reden und Sticheleien erst zu der Wette veranlaßt."

„Nein, das war ich nicht", schrie der Student außer sich. „Wie kann Klara so etwas von mir denken! Das war —"

Bestürzt, über sich selbst erschreckend, brach er ab.

„Also, wer war's?" fragte Hildegard Hellwig triumphierend lächelnd.

Der Gefragte schluckte und würgte; ein heftiger Kampf schien sich in seiner Brust abzuspielen. Endlich zuckte er mit den Achseln und starrte finster zu Boden.

„Du willst es also nicht sagen", fuhr Hildegard Hellwig fort. „Na, schließlich liegt uns ja auch nichts daran, zu erfahren, wer den Brief geschrieben hat. Ich freue mich, daß du es nicht gewesen bist."

Der Student erhob sein Gesicht.

„Wie konntest du — wie konntet Ihr nur glauben!" murmelte er gekränkt.

„Wir glaubten's allerdings. Aber ich sehe, wir haben dir unrecht getan. Verzeihe!" Die Sprechende griff in ihre Tasche und brachte ein zusammengefaltetes Blatt Papier hervor. — „Vielleicht kennst du die Handschrift?"

Sie reichte ihm den Brief; er überflog ihn mit raschen, neugierigen Blicken. Sein Gesicht rötete sich dunkel — aus jeder Miene sprach die aufrichtigste Entrüstung.

„Pfui!" rief er. „Gemeiner Denunziant!"

„Kennst du die Handschrift?"

Der junge Mann betrachtete das Aeußere des Briefes mit spähender Aufmerksamkeit.

„Nein", sagte er endlich. „Aber wir werden's schon herausbekommen."

„Wer?"

„Na, ich und Gravenhorst. Solch eine gemeine Indiskretion!"

Das junge Mädchen lachte.

„Na, endlich gibst du die Tatsache der Wette zu?"

Er blickte sie verdutzt an. Dann zuckte er die Achseln und biß sich ärgerlich auf die Lippen.

„Na, laß nur gut sein", besänftigte sie. „Ich verrate dich nicht . . . Dem Gravenhorst hätt' ich das wirklich nicht zugetraut."

Der Student schluckte und würgte wieder eine Weile, und stieß darauf, in der Erkenntnis, daß doch nichts mehr in Abrede zu stellen war, halb unmutig, halb entschuldigend hervor: „Mein Gott, — in der Bierlaune. Er hat's doch überhaupt nicht ernst gemeint."

„Das werden wir ja sehen . . . Gib her!"

Sie griff nach dem Briefblatt, das er immer noch in seinen Händen hielt.

„Willst du's mir nicht für einige Zeit überlassen?" fragte er.

Sie verneinte sehr entschieden.

„Nein! Es ist nicht mein Eigentum. Ueberhaupt, daß du nichts darüber sprichst, hörst du! Uebrigens liegt das in deinem eigenen Interesse — Gravenhorst gegenüber."

Sie lächelte ein wenig boshaft. Er machte eine auffahrende Bewegung, ließ aber gleich darauf beschämt sein Gesicht sinken.

„Was geht mich überhaupt die ganze Geschichte an!" äußerte er brummend.

„Nicht wahr? Das sage ich auch . . . Und nun setz' dich und trink' deinen Kaffee."

Er fügte sich, immer noch ärgerlich und beschämt, daß er ihr in die Falle gegangen war. Als sie ihm den Kuchen mit scheinheiliger Miene reichte, lächelte auch er.

„Ihr seid doch eine furchtbar raffinierte Gesellschaft, ihr Weiber", sagte er mit dem Ausdruck tiefer Ueberzeugung. „Ihr versteht's, einen Menschen um und um zu krempeln."

Achtes Kapitel.

Die jungen Mädchen hielten Kriegsrat. Klara Hellwig heftete ihren Blick in fieberhafter Spannung auf Else Wredenkamp. Diese war ganz bleich; im übrigen nahm sie Hildegard Hellwigs Bericht mit äußerlicher Ruhe auf. Nur ihre Nasenflügel zuckten nervös.

„Sie werden sich doch natürlich nichts anmerken lassen?" fragte die ältere der Schwestern.

Else Wredenkamp starrte die Sprechende erstaunt, fast verständnislos an.

„Sie meinen —?"

„Ich meine: Sie werden ihm doch nicht zeigen, daß Sie von der Wette wissen?"

Else Wredenkamp zog ihre Augenbrauen in die Höhe und reckte sich in den Schultern.

„Ich werde überhaupt nicht mehr mit ihm sprechen", erwiderte sie kühl. „Der Herr existiert für mich nicht mehr."

In Klara Hellwigs Wangen schoß dunkle Glut, ihre Augen blitzten und sie nickte mit lebhafter Genugtuung.

„Recht hast du!" rief sie. „Ich an deiner Stelle würde ebenso handeln. Mit keinem Blick mehr würde ich ihn ansehen."

Hildegard lächelte ungläubig, ein wenig boshaft.

„Wirklich, Klara?"

„Ganz gewiß!" erwiderte diese heftig, mit stürmischem Atem. „Was denn sonst? Einfach den Rücken kehren würde ich ihm, wenn er es wagte, mich anzureden."

„Dann würdest du sehr töricht handeln", meinte Hildegard. „Ich bin der Ansicht, dem Herrn gebührt eine ganz exemplarische Strafe für seine Vermessenheit."

„Eine Strafe? Was denn für eine Strafe?" erkundigte sich Klara, während Else Wredenkamp stumm, anscheinend teilnahmlos vor sich hinblickte und im stillen mit ihren Gefühlen rang.

„Na, einfach", beschied die ältere der Schwestern, „ich würde mir ruhig von ihm den Hof machen lassen, als wenn nichts geschehen wäre, und würde ganz freundlich zu ihm sein und ihn eher ermuntern, als —"

Eine heftige, auffahrende Bewegung Else Wredenkamps unterbrach sie.

„Sie sind zu stolz dazu?" fragte Hildegard.

Die Gefragte nickte und die Andere fuhr fort: „Gerade Ihr beleidigter Stolz sollte Sie veranlassen, nach einer Sühne zu streben. Wenn Sie ihm nun einfach den Rücken kehren, was dann? Glauben Sie, daß ihm das so besonders nahe gehen würde?"

(Fortsetzung folgt.)

SLUB
Wir führen Wissen.